



Valerie Pauling

Der Himmel ist hier
weiter als anderswo

Roman

HarperCollins

1. Auflage 2021
Originalausgabe
© 2021 by HarperCollins in der
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH, Hamburg
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.
Gesetzt aus der Aldus
von GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung von CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7499-0104-3
www.harpercollins.de



Prolog

Der Bootssteg knarrte. Lichtreflexe tanzten auf dem Wasser. Sanft schlängelte sich der Fluss dahin, auf den Deichen standen Obstbäume und winzige Fachwerkhäuser. Die Elbe war nicht fern.

Felicitas holte tief Luft.

Es duftete nach Frühling. Noch waren die Äste der Bäume kahl, aber die Natur war bereits aus dem Winterschlaf erwacht. Gelbe und violette Krokusse sprenkelten den Boden, und unter den Sträuchern lugten Buschwindröschen hervor. Weidenkätzchen leuchteten vor einem Himmel, der so blau war, dass man sich darin verlieren konnte, und an den Apfelbäumen saßen schwellende Knospen.

Sie schloss die Augen. Die Sonne wärmte ihre Wangen. Sie hörte das Gezwitscher der Vögel, Bienensummen und den Brumnton einer Hummel. Geräusche aus dem Dorf, nur schwach.

Fee spürte, wie sie sich entspannte. Wie der Kloß in ihrem Hals sich löste.

Auch die Kinder betrachteten die Umgebung versonnen. Rasmus' Blick folgte einer Möwe, weit oben, Weiß vor Blau. Martha dagegen hatte sich bäuchlings an den Rand des verwitterten Stegs gelegt und starrte ins Wasser. Selbst Rieke schien zu träumen.

Die Planken knarrten erneut.

Einer fehlte. Fee sah sich nach Golo um, ihrem Jüngsten. Der zerrte gerade eine verbeulte Schubkarre hinter Büschen hervor. Braune Blätter und Äste lagen darin, darauf hatte er Esel gesetzt, sein geliebtes Kuschtier.

Auch Rieke hatte ihren Bruder entdeckt. Und schon war es mit der Ruhe vorbei.

»Was willst du denn mit der Schrottkarre?«, rief sie.

»Arbeiten, was sonst«, erklärte Golo.

»Was sonst?«, wiederholte Rieke und ahmte dabei sein Lispeln nach. Dann stemmte sie die Hände in die Hüften. »Mama, können wir endlich? Ich muss um fünf zu Hause sein. Sinje wartet.«

Jetzt, dachte Fee, jetzt muss ich mich entscheiden, ob wir hier wohnen möchten oder nicht. Ob wir aus Hannover weggehen und aufs Land ziehen. Oder ob alles ungewiss bleibt.

Rieke tippte jetzt konzentriert auf ihrem Handy herum, sie schob ihre Cap tiefer ins Gesicht und wandte sich von der Sonne ab, damit das Display nicht spiegelte.

Fee sah Rasmus an, ihren Ältesten. Der hob die Schultern. »Ist doch okay.«

»Findest du?«

»Klar.«

»Könnt ihr mal leise sein?«, flüsterte Martha vernehmlich. Sie fixierte einen Frosch, den sie im Uferbereich entdeckt hatte, kaum erkennbar zwischen den braungrünen Gräsern.

Fee drehte sich zum alten Gasthof um, zu dem das verwilderte Grundstück und der Bootssteg gehörten. Zwei Etagen aus leuchtend rotem Backstein, weiße Giebelbretter, eine altmodisch verzierte hölzerne Veranda in der Art eines Wintergartens. Mitten im Dorf lag er da, zwischen den Bäumen am Fluss. Verwunschen und leer stehend.

Hundertzwanzigtausend Euro sollte die Immobilie kosten.

Ein Schnäppchen. Ein riesengroßes Haus für Rasmus, Rieke, Martha, Golo und sie selbst. Sie brauchte nur zuzugreifen.

Fünf Tage würde er warten, hatte der Besitzer am Telefon mit knurriger Stimme gesagt, zu verschenken hätte er nichts, nur dem Bückmann, dem würde er es nicht gönnen. Dass er Kinder mögen würde, hatte er noch hinzugefügt. Schwer zu glauben, hatte Fee gedacht.

Hundertzwanzigtausend Euro. Genau die Summe der Lebensversicherung, von der Fee nicht gewusst hatte, dass Jan sie abgeschlossen hatte. Es war eines der vielen organisatorischen Dinge nach seinem Tod gewesen, von denen sie gewünscht hatte, sie wären ihr erspart geblieben.

Diesen Gasthof zu kaufen – es wäre machbar.

Sie wandte sich ab. Der Garten, der sich sanft zum Fluss senkte. Die knorrigen Apfelbäume. Der Pavillon am Wasser, ein Schmuckstück. Die überhängende Weide am Ufer.

In ihren Augen war es ein Paradies.

Golo hatte bereits verkündet, dass er ein Baumhaus bauen wolle, er war immer noch damit beschäftigt, die Schubkarre über die Grasfläche zu bugsieren. Unter Aufwendung aller Kräfte schob er sie auf sie zu. Die Schubkarre mit den Holzgriffen schwankte.

Fee ließ den Blick schweifen. Eine Hängematte zwischen den Apfelbäumen, den Kindern würde es gefallen.

Rieke saß jetzt im Schneidersitz auf dem Steg, aufrecht, auf ihrem Handy tippend, immerhin ruhig.

»Und?«, fragte Fee erwartungsvoll.

Rieke rollte die Augen. »Nee, ist jetzt nicht dein Ernst, oder? Guck dir das doch an! Voll der heruntergekommene Schuppen! Und viel zu weit weg!«

Martha sagte nichts. Hob nur langsam die Hand, um ihnen zu bedeuten, dass sie schweigen sollten. In Zeitlupe erhob sie sich.

Mit einem satten PLOPP sprang der Frosch vom Ufer in den Fluss.

Martha hüpfte hinterher.

»SHIT!«, kreischte Rieke, als sich ein Schwall Wasser über sie ergoss. Rasmus war mit wenigen Schritten bei seiner Schwester, um ihr an Land zu helfen.

Golo war plötzlich zwischen ihnen, neugierig. Fee schnappte nach seinem Arm.

»Hast du was gefunden, Martha?«, fragte Golo aufgeregt und trippelte von einem Bein aufs andere. Er interessierte sich sehr für die Naturerkundungen seiner Schwester.

»*Rana esculenta*, der gemeine Teichfrosch!«, verkündete Martha stolz und hielt das Tier, das sie sorgsam in Händen barg, in die Höhe.

»Du Bekloppte!« Rieke zeterte und rieb wie besessen ihr Handy trocken.

Fee stöhnte, übergab Golo an Rasmus und zog ihre Jacke aus, um sie Martha umzulegen.

Martha betrachtete den Frosch interessiert durch die Finger. »Rieke, kannst du ihn bitte fotografieren?«

»Was?! Sag mal, hast du überhaupt mitbekommen, dass du mein Handy gerade unter Wasser gesetzt hast?! Wie bescheuert bist du eigentlich?«

»Rieke!«, sagte Fee scharf.

»Ich mach das für dich«, erklärte Rasmus.

Martha lockerte die Hände, während Rasmus mit seiner Handykamera näher herankam. Der Frosch nutzte dies aus. Mit einem riesigen Satz landete er im Wasser und schwamm eilig davon.

Alle bewegten sich plötzlich gleichzeitig.

Eine Planke splitterte.

Dann brach der Steg unter ihnen ein.

Frühjahr

1

Zwei Wochen zuvor in Hannover

»Da haben Sie sich aber viel Mühe gegeben. Vielleicht würden wir die sogar behalten.« Die Frau mit der zierlichen Handtasche über der Schulter strich über die blau-weiße Küchenfront. Fee hatte sie selbst lackiert. Sie war in den Schnitt der Altbauwohnung eingepasst, sie würden sie nicht mitnehmen können.

Fee spürte, wie ihre Fäuste sich unwillkürlich ballten.

Sie verschränkte die Arme.

»Eigentlich müssen Sie diese Einbauzeile entfernen und den Originalzustand wiederherstellen«, hatte die Vermieterin im letzten Sommer angemerkt, als sie zu ihnen gekommen war, um sich ein Bild vom Zustand der Wohnung zu verschaffen. »Ich wusste ja gar nicht, was Sie hier alles angestellt haben!« Stirnrunzelnd war sie durch die Räume geschritten, ein Klemmbrett in der Hand, auf dem sie sich sorgfältig Notizen machte. »Und hier, der Fleck an der Wand, das sieht ja nach Fett aus. Ich bezweifle, dass der sich so einfach überstreichen lässt.«

Da war die Ketchupflasche explodiert: Rieke hatte sie zu stark geschüttelt, es hatte eine eindrucksvolle Fontäne gegeben. Erst waren sie sprachlos gewesen, dann hatten sie losgeprustet. Nur das Entfernen des Flecks hatte nicht richtig geklappt. Man gewöhnte sich an alles.

»Und was ist das?« Ihre Vermieterin beugte sich nach unten. Die Kerbe in den Fliesen. Da war die Pfanne gelandet, die Rasmus in einem Wutanfall auf den Boden geschleudert hatte. Er hatte schlimme Wutanfälle gehabt, als er klein war, einen ausgeprägten Willen, wie Viola immer sagte. Von dem war derzeit nichts mehr zu spüren.

Die Vermieterin setzte ihre Inspektion fort. Die Küchentür schloss nicht richtig, das Schließblech war verbogen. Jeder in der Familie hatte sie zu irgendeinem Zeitpunkt hinter sich zugeknallt, wenn es wieder einmal zu viel geworden war. Ach ja, die Küchentür.

Über den Rand ihrer Brille hinweg hatte die Vermieterin Fee angeschaut. »In Ihrer Familie ist sicher viel los«, hatte sie verkniffen festgestellt. »Wahrscheinlich ist es ... sehr lebendig bei Ihnen.«

Fee fragte sich, was die anderen Mieter ihr erzählt hatten. Die Nachbarn, mit denen es so unkompliziert gewesen war, als Jan noch da war, und von denen die meisten Fee jetzt mieden.

Die ältere Nachbarin mit den drei Katzen, die Jan angehimmelt hatte. Als sie ihr Beileid ausdrückte, waren Tränen geflossen, als wäre sie selbst die Hinterbliebene, was Fee höchst unangenehm gewesen war. Dann das junge Paar mit dem Baby, das erst nach Jans Tod begonnen hatte, sich bei Fee über den Lärm zu beschweren. Und der Mann im Anzug, alleinstehend mit wechselnden Partnerinnen, der immer wieder hastig fragte, ob er helfen könne, und aus der Haustür war, bevor man ihm eine Antwort geben konnte.

Vielleicht war die Kündigung kein Verlust.

Schließlich hatte die Vermieterin in Golos Zimmerhälfte gestanden, durch ein Regal abgetrennt von Marthas Seite. Die Gläser mit teilweise undefinierbarem Inhalt – alle möglichen Fundstücke, Vogelfedern, Schneckenhäuser, Mäuseskelette –,

die sich auf Marthas Schrank stapelten, hatte sie noch gar nicht entdeckt. Nein, sie hatte fassungslos den Elefanten betrachtet, lebensgroß an die Wand gemalt. Ein Babyelefant. Mit einem Horn auf der Stirn. Es war ein Einhornbabyelefant. In den Ohren trug er prächtige rosafarbene Blumen.

Die Vermieterin hatte geseufzt.

Die Frau mit der zierlichen Handtasche, sie war die Nichte der Vermieterin, musterte die Küche jetzt und warf Fee einen unsicheren Blick zu.

»Und hier haben Sie all die Jahre zu fünft gewohnt? Ich kann das gar nicht glauben. Schon ein bisschen eng, oder?«

»Zu sechst.« Schroffer als beabsichtigt kam es aus Fee heraus.

Die Frau gab einen erschrockenen Laut von sich. »Oh Gott, natürlich. Sie Arme!« Man sah ihr an, dass sie nicht wusste, wie sie reagieren sollte. Herzliches Beileid, dachte Fee, das würde schon reichen.

Die Idee einer Ablösesumme konnte sie jedenfalls begraben. Sie konnte vermutlich froh sein, wenn die Nichte der Vermieterin und ihr Mann die Wohnung zu übernehmen bereit waren, ohne dass sie aufwendig renovieren musste.

Der Mann erschien jetzt, mit einem Zollstock in der Hand, und nickte Fee gönnerhaft zu. »Wir würden die Wohnung zum Mai übernehmen und erst einmal von einem Fachbetrieb renovieren lassen. Wir wollen sowieso eine neue Küche einbauen. Ein neues Bad übrigens auch.«

Ja, zu diesem Paar passte die Wohnung. Neunzig Quadratmeter Altbau, Stuck, Balkon, in bester Lage und einem lebendigen Viertel, nämlich in der List.

»Es tut mir leid, Frau Henrichs, ich weiß ja, dass Sie es schwer haben. Aber – meine Nichte sucht demnächst eine Wohnung, ihr Mann hat einen neuen Job, sie ziehen von

Stuttgart hierher.« Die Stimme der Vermieterin zuckersüß, der Brief als Einschreiben zugesandt. Kündigung wegen Eigenbedarfs, fristgerecht vor neun Monaten zugestellt.

Fee hätte genug Zeit gehabt, etwas Neues zu suchen, aber sie war wie gelähmt gewesen. Wie eine Taucherglocke hatte das Wissen, dass sie ausziehen mussten, über ihr geschwebt. Nicht ständig in Panik zu geraten, das hatte sie nach Jans Tod mühsam gelernt, das Herzrasen, sie hatte es irgendwie in den Griff bekommen. Aber alle anderen Gefühle waren wie abgetrennt. Jeder Handgriff, jeder Gang fühlte sich schwerer an als früher.

Hätte sie es nur getan. Sich rechtzeitig gekümmert.

Ein nervöses Lächeln der Frau, ein suchender Griff nach dem Arm ihres Mannes. Dieser straffte sich unwillkürlich.

Fee konnte nicht lächeln. Sie musste sich zwingen, das Paar mit ein paar Worten zu verabschieden.

Als sich die Wohnungstür hinter ihnen geschlossen hatte, endlich, entrang sich ihrer Brust ein Seufzer. Fee lehnte sich gegen die Wand, langsam rutschte sie mit dem Rücken daran herunter. Auf dem Boden sitzend starrte sie auf die Kinderschuhe, die sich hinter der Tür stapelten. Abgetretene und neue, matschverkrustete und einigermaßen saubere. Alle Größen durcheinander.

Sie musste etwas tun. Und zwar bald.

Eine Woche davor war es gewesen, als der Leiter der Musikschule sie zu einem persönlichen Gespräch einbestellt hatte. Fee hatte ein ungutes Gefühl gehabt. Sie hatte es wie immer nur knapp geschafft, aber dreieinhalb Minuten nach der vereinbarten Zeit, das war noch okay, fand sie.

André kam sofort zur Sache. Er hätte gehört, dass sie ihren Schülern nicht vernünftig vorspielen und keine Duette mit ihnen spielen würde. Er hob den Zeigefinger. Das sei

natürlich wichtig. Die Schüler müssten wissen, wie ein Stück am Ende klingen sollte, sie müssten sehen, welches Niveau ihre Lehrerin beherrschte. Die Violine sei schließlich ein anspruchsvolles Instrument, die Bogenführung, das Finden der Töne auf dem Griffbrett, das alles müsse schon souverän demonstriert werden.

Er stand da, aufgerichtet, wippend auf den Zehenspitzen, das Lächeln professionell und wie einstudiert, sie kannte ihn nicht anders.

Fee setzte zu einer Erklärung an. Natürlich zeigte sie ihren Schülern, wie sie spielen sollten. Erläuterte die Technik, die Lagenwechsel, die Bogenführung. Aber selbst spielen, richtig spielen, so wie früher ... Sie konnte es nicht mehr. War das ein Problem?

Es war eines, das begriff sie in diesem Moment.

An der Wand hingen Schwarz-Weiß-Fotografien berühmter Musiker. Leonard Bernstein, lässig im Mantel am Klavier, eine Zigarette in der Hand, wirkte wie immer heiter und gelassen.

Erneut vernahm sie Andrés Stimme. »Du hast es nicht leicht, das weiß ich. Und trotzdem denke ich, du solltest dich ...«

Was sollte sie? Sich zusammenreißen? Ja, alle erwarteten, dass sie sich zusammenriss, endlich. Ein Jahr der Trauer wurde einem zugestanden, aber Jans Tod war rund zwei Jahre her. Für alle anderen eine Ewigkeit.

Für Fee, als wäre es gestern gewesen.

Sie hatte auf der Bühne gestanden und Geige gespielt. Während die Kinder den Notarzt gerufen hatten und Jan ins Krankenhaus gebracht worden war, hatte sie mit dem Orchester den Auftritt im Konzertsaal gehabt. Schubert, Rondo A-Dur für Violine und Orchester, und sie, Stimmführerin der zweiten Violinen, spielte das Solo.

Sie hatte gespielt und es nicht gewusst.

Jan hatte sich schlecht gefühlt an dem Abend, er hatte entschieden, zu Hause zu bleiben, obwohl er eigentlich im Publikum hatte sitzen wollen. Fee hatte ihre Enttäuschung nicht verbergen können und war ohne Abschied aufgebrochen.

Sie hatte es erst nach dem Konzert erfahren. Jemand hatte im Dunkel am Bühnenrand gestanden und gewartet, bis der Applaus vorbei war. Dann hatte man ihr ein Telefon gereicht. Rasmus war dran gewesen, ganz leise und wie erloschen. »Mama – Papa ist tot.«

Blind vor Verzweiflung hatte Fee dem Inspizienten später Vorwürfe gemacht, dass man sie nicht rechtzeitig benachrichtigt hatte. Das Konzert hätte abgebrochen werden müssen. Sofort!

An dem Abend war sie ins Krankenhaus gerast, aber es war zu spät gewesen. Ein Herzinfarkt. Mit neununddreißig Jahren. Fee hatte geweint, sie hatte geschrien und gebrüllt, dann war sie zusammengebrochen.

Ihre Schwiegereltern waren angereist und hatten sich um die Kinder gekümmert, Fee war zunächst ein paar Tage, dann mehrere Wochen, im Grunde über Monate zu nichts zu gebrauchen gewesen. Auch nicht mehr zum Geigespielen.

Um die Stelle als Musiklehrerin hatte sie sich beworben, als sich abzeichnete, dass sie nicht ins Orchester zurückkehren würde. Es war ein Kompromiss gewesen, von Anfang an, eine Anpassung an die neue Situation, notgedrungen.

André legte seine Fingerspitzen aneinander. Aus den Räumen in der Musikschule erklangen gedämpft verschiedene Tonleitern und Übungsstücke. Klavier, Querflöte, Cello – Fee mochte dieses Potpourri aus Klängen. Die Stimme einer einzelnen Geige klang heraus, begleitet von einer Lehrerin am Klavier. Das musste Niklas sein, der vor einem Jahr bei ihr angefangen und den Lehrer vor Kurzem gewechselt hatte. Die Töne traf er inzwischen sehr genau.

Sie holte Luft. »Ich ...«

André unterbrach sie. »Felicitas, wir sind die beste Musikschule der Stadt. Unsere Schüler bestehen regelmäßig die Aufnahmeprüfung an der Hochschule. Und Stunden, die ausfallen, schaden unserem Ruf.«

Aha, davon hatte er also auch gehört. Fee hatte es auszugleichen versucht, sie hatte den Schülern Ersatzstunden angeboten und bei den Eltern um Verständnis gebeten. Tatsache war, dass sie ihre Stunden gelegentlich absagen musste.

Golo vom Kindergarten abholen, mit Rieke diskutieren, Wäsche waschen. Auch wenn sie es aufteilten, aber Rieke gelang es zuverlässig, nur ihre eigenen bunten Fetzen in die Maschine zu stecken, Marthas Stinkesocken würde sie nicht anfassen, erklärte sie, und Martha hatte Wichtigeres zu tun, als sich um ihr Äußeres zu kümmern. Dazu kochen, einkaufen, sauber machen. Rasmus staubsaugte bereitwillig, wenn sie ihn darum bat, gründlich, in jeder Ecke, seine Matheaufgaben aber »vergaß« er und schaute sie nur zerknirscht an, wenn sie sich abends danach erkundigte.

Martha, derzeit in der vierten Klasse, hatte Bestnoten und keine Freundinnen; Rieke, in der neunten auf der Gesamtschule, schlug sich durch, sie schaffte es immer wieder, im letzten Moment genau so viel zu lernen, wie sie brauchte. Nur Rasmus, der spielte Basketball und ging Skaten, zog aber wie eine Schnecke den Kopf ein, wenn es um Schulisches ging. Zweites Halbjahr, zehnte Klasse Gymnasium. Dass er einmal auf Hochbegabung getestet worden war, daran erinnerte sich keiner mehr. Auf dem letzten Zeugnis hatten zwei Fünfen gestanden, ausgerechnet in Mathe und Musik.

André hatte keine Kinder.

»André. Gib mir noch eine Chance.«

Sie würde sich an einen strengen Zeitplan halten, ab jetzt rechtzeitig hier sein, sie würde den Schülern etwas vorspielen.

Irgendwie würde sie es schaffen, vielleicht würde keiner merken, dass ihre Seele beim Spielen nicht mehr dabei war. Dass sie sich am liebsten unter der Bettdecke vergraben hätte, jeden Morgen. Dass jedes Aufstehen ein Kampf war. Immer wieder, jeden Tag.

»Ich kann das nicht mehr verantworten, Felicitas.«

Mir wird gekündigt, dachte Fee, ich verliere gerade meinen Job. Ein Klang in ihr wie der metallische Schlag eines Beckens. Stille. Sie wusste, dass darauf meist der Paukendonner folgte.

Was sollte sie sagen? Sich empören?

Sie hatte nicht genug Energie, um zu kämpfen. Und für André war die Sache längst erledigt. Sein Lächeln, professionell wie zu Beginn.

Fee nahm ihre Tasche und stand auf.

An der Tür drehte sie sich noch einmal um.

Leonard Bernstein, er kannte das Leben, zwinkerte ihr von der Wand aus zu.

2

Am Abend saß Fee an ihrem Laptop und rief Immobilienportale auf. Die Kinder waren von der Eisdiele zurückgekehrt. Den Blick fremder Leute auf die Zimmer, die über zehn Jahre ihr Zuhause gewesen waren, hatte Fee ihnen ersparen wollen, also hatte sie ihnen Geld in die Hand gedrückt und sie losgeschickt.

»Wie viele Kugeln?«, hatte Rieke gefragt.

»So viele ihr wollt.«

»Echt jetzt?«

»Passt einfach auf, dass euch nicht schlecht wird«, hatte Fee gesagt.

»Und, wie fanden sie meinen Einhornelefanten?«, krächte Golo später, sein Mund war schokoladeverschmiert, bunte Streusel klebten an seiner Lippe.

»Den fanden sie super, mein Schatz! Sie sagten, sie hätten noch nie einen so fabelhaften Elefanten gesehen.«

Golo nickte zufrieden.

Martha prüfte ihre Schraubgläser auf Vollständigkeit. »Mama, wenn wir umziehen, müssen wir aber Platz für meine Sammlung haben.«

»Platz für deine Sammlung gibt es immer.«

Ein Kellerraum oder Schuppen würde sich schon finden, auch wenn es Fee manchmal schüttelte, wenn sie sah, was Martha anschleppte. Aber Martha war eigen, und Fee entging

der Eifer nicht, mit dem ihre Tochter ihre »Forschungen«, wie sie es nannte, betrieb. Außerdem lebte ihr Vater nicht mehr, wie konnte sie ihr das nehmen, an dem sie so leidenschaftlich hing?

»Wirf das Ekelzeug einfach weg«, bemerkte Rieke, wie so oft mit ihrem Handy beschäftigt. Wie schafft sie es, sich auf alles gleichzeitig zu konzentrieren, fragte sich Fee, auf die Chats mit ihren Freundinnen und auf das, was um sie herum geschieht?

»Wirf du deinen Schminkschrott weg«, sagte Martha. »Da sind sowieso nur Tierversuche drin.«

Meistens prallten die Sticheleien ihrer Schwester an Martha ab. Nur manchmal, da lief sie knallrot an und verfolgte Rieke mit ihren Vorträgen durch die ganze Wohnung.

»Fang du erst mal an, dich zu schminken. Oder dir wenigstens was Vernünftiges anzuziehen. So abgerissen wie du läuft ja kein Mensch rum!«

»Könnt ihr mal leise sein.« Fee rautte sich die Haare und starrte wieder auf den Bildschirm.

Kurz hatte sie daran gedacht, sich juristisch zu wehren, und einen Anwalt aufgesucht. Aber der hatte ihr wenig Hoffnung gemacht, dass sie einen Rechtsstreit gewinnen könnte. Die Kündigung war legal, er hatte ihr empfohlen, sich um eine Sozialwohnung zu bewerben, und ihr gleichzeitig eine saftige Rechnung ausgestellt.

Ah, hier, das sah doch gut aus, eine Fünfstückwohnung in der Nähe von Rasmus' und Riekes Schule. Fee schickte die Anfrage für eine Besichtigung ab, dann scrollte sie weiter durch die Angebote. Die Wohnung brauchte ja nicht riesig zu sein. Wichtiger war die Lage, damit die Kinder nicht die Schule wechseln mussten. Fünf Zimmer wären schön, aber auch vier Zimmer waren okay. Martha und Golo konnten sich ein Zimmer teilen, Rasmus zog irgendwann aus, im

Wohnzimmer würde sie eine Schlafcouch für sich selbst aufstellen.

Fee studierte den Stadtplan, notierte sich Adressen, schrieb weitere Vermieter an, um Besichtigungstermine zu vereinbaren, unterschlug vorsichtshalber die Anzahl ihrer Kinder und ging gegen Mitternacht ins Bett.

Die Ernüchterung folgte in den Tagen darauf. Einige Vermieter hatten sie zur Besichtigung eingeladen. Fee warf sich in weiße Bluse, Jeans und Pumps, brachte Golo zu einem Spielfreund aus dem Kindergarten, stellte Martha unter Riekes Aufsicht und zog los. Sie wirkte jung für ihre zweiundvierzig Jahre, das wusste sie, und weitaus frischer, als sie sich fühlte.

Dann kam der Moment, in dem sie einen Gehaltsbogen ausfüllen sollte, alle Vermieter und Makler hatten ihn parat. Fee setzte den Stift an, begann die Zeilen auszufüllen, dann legte sie ihn beiseite. Es hatte keinen Sinn. Sie hatte keinen Job mehr. Sie verlegte sich darauf, dies im persönlichen Gespräch zu klären und für ihre Situation zu werben. Wenn die Vermieter Witwe hörten, arbeitssuchend, flackerten die Blicke allerdings unruhig. Das sei eigentlich kein Problem. Aber vier Kinder, das sei dann doch »sagen wir so, ungewöhnlich«. Sie blieben freundlich, erklärten jedoch, dass sie das den anderen Mietern nicht zumuten könnten.

Zumuten. Fee biss die Zähne zusammen. Ein oder zwei Kinder, das war die Norm. Oder gar keins. Eine Diskussion darüber war allerdings unter ihrer Würde. Sollten die Makler ihre genormten Wohnungen doch an genormte Familien vermieten. Von ihr aus, bitte sehr.

»Danke«, sagte sie kühl und ging.

Viola hatte es ihr prophezeit, als Golo geboren wurde. »Mit vier Kindern bist du in den Augen der Leute asozial. Gewöhn

dich besser gleich daran!« Dabei hatte sie sich scheckig gelacht, sodass man die Lücke zwischen ihren Schneidezähnen sah.

Viola, Fees Freundin seit der Grundschule, liebte Kinder und war Taufpatin von Rasmus und Rieke. Sie konnte keine eigenen Kinder bekommen und war für eine Entwicklungshilfeorganisation in Uganda tätig. Dort baute sie Schulen auf, stellte mit den Kindern vor Ort Theaterprojekte auf die Beine, unterrichtete Französisch.

Als Jan gestorben war, hatte Viola sofort einen Flug gebucht und war nach Deutschland gekommen. Aber irgendwann musste sie wieder weg. »Zu meinen Kids, an denen hänge ich.«

Manchmal wäre auch Fee gern nach Afrika gegangen. Oder nach Kanada, in die Wälder. Einfach weit weg. Aber wie sollte das gehen?

Als Jan noch lebte, waren sie als lebendige, kreative Familie angesehen worden. Fee wusste, dass viele Bekannte sie beneidet hatten, sowohl um ihren Erfolg als Geigerin als auch um ihre liebevolle Ehe. Jetzt war sie eine alleinerziehende Mutter mit vier Kindern, leer und niedergeschlagen, die ihre berufliche Karriere an den Nagel gehängt hatte.

Darüber lachte auch Viola nicht mehr.

Einige Tage später, die Kinder waren bereits im Bett, saß Fee wieder am Laptop, ein Knäckebrötchen neben sich. Nur Rasmus hielt sich noch in der Küche auf und bemühte sich offensichtlich, für die Schule zu lernen. Er versteckte ein Gähnen.

»Wofür arbeitest du denn?«, wollte Fee wissen.

»Für die Physikarbeit morgen.«

»Das hat jetzt keinen Sinn mehr. Geh lieber schlafen.«

Sie war selbst todmüde, die Wohnungen auf dem Immobilienportal verschwammen vor ihren Augen. Sollten sie doch

in ein Randgebiet ziehen, mit günstigeren Mieten? Sie hätte sich gewünscht, dass die Kinder im gewohnten Viertel bleiben konnten. Mit dem Rad zur Schule fahren, ihre Freunde treffen, sich zu Hause fühlen, gerade jetzt. Aber da war anscheinend nichts zu machen. Aufgehängte Zettel, Suchanzeigen, Anfragen an alle Leute, die sie kannte – nichts hatte geholfen.

Jans Eltern hatten ihr angeboten, sie bei der Betreuung der Kinder zu unterstützen. »Unter der Bedingung, dass ihr hierherzieht und die Kinder bei uns zur Schule gehen! Die Schulen, die wir in München haben, sind sehr gut!« Kurz hatte Fee darüber nachgedacht. Aber München, nein. Und die Einmischung ihrer Schwiegereltern – besser nicht. Jans Vater war Arzt, und seine Mutter übernahm die Rolle der Arztgattin, in München hielt man etwas auf sich. Jan hatte immer weggewollt, seine Eltern waren ihm fremd gewesen. Es reichte, wenn die Kinder dort die Ferien verbrachten. Außerdem hing eine Bemerkung von Jans Mutter zwischen ihnen. Er hätte sich ja restlos für seine Familie aufgeopfert, hatte sie nach der Beerdigung geäußert. Das anklagende Gesicht hatte Bände gesprochen. Als ob Fee die Schuld daran trüge.

Fee war es gerade gelungen, sich wieder auf die Anzeigen zu konzentrieren, da knarrte die Tür. Golo kam herein, taumelnd vor Müdigkeit, sein Stofftier Esel im Arm.

»Hey, mein Süßer, du musst doch längst schlafen!«

Seit Jans Tod litt ihr Jüngster immer wieder unter Albträumen. Er schreckte aus dem Schlaf hoch und kam an ihr Bett, etwas, was er früher selten getan hatte. Manchmal brauchte er eine Stunde, bis er wieder einschlief, während Martha am anderen Ende des Zimmers – sie hatte einen robusten Schlaf – längst schnarchte.

Golo schob sich auf ihren Schoß, und Fee drückte ihre Nase in sein Haar.

»Mama?«

»Ja?«

»Ich hab eine Frage.«

»Schieß los!«

Fee erwartete, dass er wissen wollte, ob sie Jan vermisste, wie so oft. Aber diesmal war es etwas anderes.

»Ich will ... also, ich will wissen, ob du noch mal Geige spielst, irgendwann.«

Fee versteinerte. Mechanisch streichelte sie Golo Rücken.

»Es ist lange her, aber ich weiß noch, dass ich es mochte.«

Golo erinnerte sich an ihr Geigenspiel. Eigentlich kein Wunder. Schon während der Schwangerschaft hatte er die Töne im Bauch gehört. Die Geige, die jetzt im Koffer auf dem Schrank lag, eine feine Staubschicht darauf.

Fee schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht, Golo.«

»Ich weiß. Rieke sagt, du wirst nie mehr spielen, und Martha sagt, du wirst irgendwann wieder anfangen. Was ist richtig?«

Sie hatte keine Antwort.

»Willst *du* mal ein Instrument lernen, Golo?«, versuchte sie abzulenken.

Er sah sie ernsthaft an. »Schlagzeug.« Aus seinem Mund klang es wie »Slagszeug«. Fee strubbelte ihm durchs Haar. Im Moment spielte keines der Kinder ein Instrument. Rieke hatte ihre Querflöte, die sie eigentlich ganz passabel gespielt hatte, erst kürzlich in die Ecke gepfeffert – »Absolut uncool!« –, Martha hatte überhaupt kein Interesse an Musik, und Rasmus, der talentiert war, hatte seine Trompete beiseitegelegt, als Fee aufgehört hatte zu spielen. Sie hatte ihn zu ermuntern versucht und sich doch zu leer gefühlt, um ihn ernsthaft zu überreden. Sie hatte es dann auf das Alter geschoben. Mit sechzehn traf man seine eigenen Entscheidungen.

»Geh ins Bett, mein Schatz. Morgen unternehmen wir etwas zusammen, ja?«

Golo rutschte von ihrem Schoß. Bevor er verschwand, drehte er sich an der Tür um. »Aber es wäre schön.«

Sie brauchte nicht zu fragen, was er meinte.

Sie war eine Versagerin, als Mutter, als Musikerin und selbst in ihrem Job. Verzweiflung erfasste sie. Ihre Augen schmerzten vom vielen Starren auf den Bildschirm. Aber sie wollte, sie musste diese Wohnungssuche abschließen, bevor sie zu Bett ging. Sie brauchten ein Dach über dem Kopf.

Oder auch gerade keins. Freien Himmel, einen Garten. Wäre das schön. Vielleicht sollte sie außerhalb der Stadt suchen? Fee klickte herum. Ihre Schwiegereltern hatten immer etwas von Kauf erzählt, davon, dass man in einem bestimmten Alter etwas Eigenes haben sollte. Für Jans Eltern waren sie so etwas wie *Bohemiens* geblieben, Künstler, die nicht vorsorgten, kopfschüttelnd beäugt. Dabei wussten sie genau, dass sie sich das nicht leisten konnten. Fee wurde nachdenklich. Warum eigentlich nicht? Vielleicht hatten ihre Schwiegereltern ausnahmsweise recht. Warum sollte sie immer weiter abhängig sein von schmallippigen Vermieterinnen und ausweichenden Maklern?!

Sie wechselte die Kategorie. Eine Villa würde sie sich jetzt aussuchen, mit Park, und dann fragen, ob sie dort mit den Kindern ihr Zelt aufschlagen könnte. Obdachlose mit vier Kindern nächtigt in Privatpark, sie sah schon die Schlagzeile vor sich, *haha*. Umgebungsradius zu Hannover: egal.

Es war kein Tippfehler. In einem Anfall von Verzweiflung hatte sie der gewünschten Wohnfläche in der Suchmaske eine Null hinzugefügt. Und da stand er ihr vor Augen, der leer stehende Gasthof, ploppte groß auf dem Bildschirm auf, ein markantes Backsteingebäude mit weißer Giebelverzierung, Obstbäume dahinter, ein kleiner Fluss. 150 Kilometer von Hannover entfernt, Landkreis Stade, im Alten Land. Zu besichtigen ab sofort.

Fee starrte auf die Bilder. Es war wie ein Traum. Die Schönheit dieses Hauses, auch wenn es alt war. Der Bootssteg, der zum Grundstück gehörte. Die Weide daneben. Platz, viel Platz. Bootsmusik, man müsste sie mal schreiben. Eine Geigenmelodie kam ihr in den Sinn. Stopp. Nein. Keine Geige. Nie wieder.